Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

108 (10.5.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Die Diktatur der Männermode

Luft an den Körper

Schon vor langen Jahren hat die Frauenmode mit der ungesunden Kleidung der Frau gründlich aufgeräumt. Die Bleichsucht der jungen Mädchen, eine Folge des Korsettentragens, ist eine verschwundene Krankheit. Die allgemein leichtere Kleidung verhütet Gallensteinleiden, Krampfadern, Hängebauch, und wir haben nur zu befürchten, daß die oft recht törichte Diktatur der Mode uns eines Tages wieder das Uebermaß an Kleidungsgewicht beschert.

Nichts aber wurde in den letzten Jahrzehnten an der Männerkleidung gebessert, und doch kann es vom ärztlichen Standpunkt aus nichts schändlichers geben als die heutige Männertracht. Der steife Kragen schnürt die Blutgefäße des Kopfes in unerträglicher Weise ab, das Anzugfutter kann in keiner Weise gereinigt werden und ist noch dazu fast stets luftundurchlässig, sobald es appretiert ist.

So ein Mann trägt alles in allem mit dem Unterhemd, wenn er im Mantel auf der Straße geht, acht bis zehn Schichten übereinander, die zum größten Teil für Luft nicht durchlässig sind. Die Sockenhalter sperren oberhalb der Wade die Blutzufuhr ab. Die langen Unterhosen, wohl eines der unschönsten Kleidungsstücke, das je erfunden wurde, werden für unentbehrlich gehalten, und so kommt es, daß die Männerkleidung durchschnittlich das vier- bis fünffache Gewicht der Frauenkleidung aufweist. Schon für den gesunden und kräftigen Mann bedeutet das eine fast unerträgliche Belastung, für Herz- und Nierenkranke aber zweifellos eine große gesundheitliche Schädigung.

Allmählich beginnt sich auch für Männer an Stelle der langen Unterhosen der kurze Männerschlüpfer durchzusetzen, der die Wohltat eines knopflosen Kleidungsstückes mit dem Vorteil verbindet, daß er die langweilige Tätigkeit des Ankleidens erheblich abkürzt. Auch gegen das Leinenhemd lassen sich wichtige Einwände erheben. Leinwand hat von allen Bekleidungsstoffen die ungünstigsten Trocknungsverhältnisse, während kunstseidene Hemden mit Kragen aus gleichem Stoff auch für uns Männer die gegebene Unterkleidung wären.

Warum sind wir Männer bisher an den Vorteilen, die die Kunstseide in hygienischer Beziehung bietet, so leichtfertig vorübergegangen? Kunstseide hat ein leichteres Gewicht, schnellere Trocknungsmöglichkeit, bessere Reinigungsmöglichkeiten als andere Gewebe. Als Oberkleidung sollten wir unbedingt die heute bereits zahlreich hergestellten luftdurchlässigen Stoffe bevorzugen und die Futterstoffe möglichst einschränken. Die führenden Köpfe der Männerbekleidungsindustrie müßten sich mit den Aerzten zusammenfinden, um nun allmählich die schlimmsten Schäden unhygienischer Männerkleidung zu beseitigen

Optik im Altertum

Es ist noch heute eine ungelöste Frage, ob die Menschen des Altertums bereits im Besitze von Vergrößerungsgläsern waren, also die Herstellung von Luven aus glasähnlichem Material kannten. Verschiedene Funde dieser Art, die bei Ausgrabungen gemacht wurden, legten diese Vermutung nahe. So wurde eine Bikonvexe Linse aus Bergkristall in den Ruinen von Tyrus, der alten phönizischen Stadt (ca. 300 v. Chr.), gefunden. Ein plankonvexes, in Gold gefaßtes Stück Glas von 4.5 Zentimeter Durchmesser fand man in einem Grabe zu Nola. Die ganze Lage und Anordnung der Fundstücke läßt aber die Auffassung berechtigt erscheinen, daß das Glasstück früher einmal nur zu Toiletten- und Kulturzwecken benutzt worden ist. In Mainz fand man aus der Römerzeit ein Glas von 5,5 Zentimeter Durchmesser und in Pompeji ein Glaslinse von 6,5 Zentimeter Durchmesser. An verschiedenen alten Kulturstätten wurden ähnliche Linsenfunde, die hauptsächlich aus Bergkristall bestanden, gemacht.

Der Berliner Augenarzt R. Greef tritt nun in einer Veröffentlichung der Auffassung entgegen, daß es sich bei diesen Funden um Vergrößerungsgläser und optische Linsen handele. Er zeigt durch sein Beweismaterial, das sich auf urkundliche Quellen stützt, daß diese ganzen aus dem Altertum stammenden „Linsen" nichts weiter sind als Zier- und Schmuckstücke. Die Alten kannten noch keine optischen Instrumente. Die Gläserzusammenstellungen, von denen verschiedentlich berichtet wurde, existierten damals noch nicht. Die Fernrohre des Altertums hatten keine Linsen. Es waren nur Röhren, die als Richtapparate und Astrolabien dienten. Bekannt war den alten Griechen und Römern aber zweifellos die vergrößernde Kraft einer mit Wasser gefüllten Kugel nach Art der Schusterkugel und die Wärmewirkung der Glaskugel in den Sonnenstrahlen. Schon Plinius sagt, „daß eine solche mit Wasser gefüllte Kugel, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, Stoffe anbrennen könne, und daß mit Kristallkugeln die Aerzte brennen können". Die Alten hatten aber noch keine Kenntnis von den Gesetzen der Lichtbrechung, also davon, daß Lichtstrahlen an gekrümmten Flächen durchsichtiger Körper abgelenkt werden. Ebensowenig verstanden sie es, aus der Beobachtung der mit Wasser gefüllten Kristallkugel die praktische Forlgerung zu ziehen und durch Schleifen glasähnlichen Materials Vergrößerungsgläser herzustellen. Die zahlreichen, bei Ausgrabungen gefundenen Stücke aus Quarz oder Bergkristall sind zwar häufig auf einer Seite stark konvex geschliffen, waren aber sicher keine Luven im eigentlichen Sinne, sondern eher Schmuck- und Zierstücke. Sie waren meist plankonvex geschliffene Knöpfe aus Bergkristall, häufig mit einem Loch in der Mitte, durch das sie angenäht waren. Bei vielen solcher kleinen Linsen hat man noch Spuren ehemaliger bronzener Einfassungen feststellen können, und verschiedene Archäologen nehmen an, daß diese Linsen außer der Bronzeeinfassung noch eine Unterlage aus Leder gehabt haben. Sie waren vielleicht als besonders schöne Schmuckstücke an Gürteln usw. befestigt. Die Auffassung, daß die alten Aegypter, Griechen und Römer schon Vergrößerungsgläser gekannt und gebraucht haben, entstand u. a. dadurch, daß die aufgefundenen Arbeiten der alten Künstler, besonders der Formenschneider, so außerordentlich fein sind, daß sie eigentlich nur mittels Vergrößerungsgläsern hätten ausgeführt werden können. Aber mit Greef kann auch durchaus angenommen werden, daß die feinen Arbeiten, besonders die Herstellung der Figuren auf Edelsteinen, von Kurzsichtigen vorgenommen worden sind, die ja weit winzigere Feinheiten zu sehen vermögen als Menschen mit normalsichtigen Augen.

Die Ruine der berühmten Burg Canossa in Oberitalien, die durch einen Sturm teilweise vernichtet wurde. Die Burg wurde 1255 größtenteils zerstört und die Ruine 1878 zum italienischen Nationaldenkmal erklärt.

Konzerte

Lieder- und Arien-Abend Erna Seedorf. Als eine sehr sympathische Sopranistin führte sich Erna Seedorf mit Liedern von Schubert, Wolf, Strauß und Arien von Gluck, Verdi und Wagner ein. Erna Seedorf hatte anfänglich gegen eine leichte Befangenheit anzukämpfen, deren sie aber bald Herr wurde. Der etwas dunkel gefärbte Sopran, der seine besten Qualitäten in der freien und leicht genommenen Höhe erkennen läßt, ist wohllautend, er ist noch unverbraucht, er hat einen weichen Klang und ist sehr flüssig. Bei Schuberts „Rastloser Liebe" saßen die Töne nicht alle gleichmäßig sicher, da und dort gab es kleine Unebenheiten, die sich aber mit der Zeit beheben lassen. Für die Interpretation von Straußliedern ist der zarte Sopran nicht voluminös genug, er eignet sich nicht für dramatische Deklamation, ohne die Strauß-Lieder nie eindrucksvoll wirken können. Für die drei Wolflieder brachte die Sängerin den natürlichen Charme auf. An der klar und musikalisch tadellos wiedergegebenen Leonore-Arie aus Verdis „Macht des Schicksals" ließ sich die vorzügliche Schulung der Stimme erkennen. Es fiel dabei eine ausgezeichnete Atemtechnik auf. Die Stimme bot im Piano eine klangvolle Resonanz, beim Forcieren werden die Stärkegrade nicht überschritten. Generalmusikdirektor Josef Krips begleitete gediegen, mit großer Feinfühligkeit des Anschlags und einer subtilen dynamischen und agogischen Detailarbeit.

Sonaten-Abend Mehlich-Peischer. Wie der Lieder-Abend Erna Seedorf, so war auch der Sonaten-Abend Mehlich-Peischer nur schwach besucht. Es scheint, daß die Konzertsaison ihr Ende erreicht hat. Der Sonaten-Abend brachte Werke von Brahms, Mozart und Beethoven. Josef Peischer und Ernst Mehlich, der Badener Generalmusikdirektor, waren bei der Interpretation der Werke vorzüglich auf einander eingestellt. Alle drei Sonaten gaben den beiden Künstlern Gelegenheit, ihre Liebe für das Detail zu zeigen. Es wurde sehr sorglich, bei Beethoven großzügig musiziert. Geist, Temperament und Klangschönheit gingen bei der Wiedergabe der Kreutzer-Sonate eine äußerst glückliche Verschwisterung ein.

St.

Allerlei

Hormone gegen Geisteskrankheit! In der Berliner Medizinischen Gesellschaft berichtete kürzlich der bekannte Hormonforscher Prof. H. Zondek über eine Entdeckung, mit deren Hilfe es vielleicht möglich sein wird, endlich eine wirksame Bekämpfungsmethode gegen eine der häufigsten und gefährlichsten Geisteskrankheiten durchzuführen. Es handelt sich um das sog. manisch-depressive Irresein, das sich bei den Patienten in außerordentlich starken und unmotivierten Schwankungen zwischen übertrieben heiterer Gemütsverfassung und tiefer Melancholie äußert. Eine Ursache dieser gefürchteten Krankheit — die Tausende von Menschen zum Aufenthalt im Irrenhaus verdammt — war bisher überhaupt nicht bekannt, über ihre Entstehung lagen lediglich Vermutungen vor. Nun hat Prof. Zondek die überraschende Feststellung machen können, daß bei dieser Krankheit der Bromgehalt des Blutes eine entscheidende Rolle spielt. Brom ist im Blut stets enthalten und zwar in ganz erheblich größerer Menge als das Jod, dessen Fehlen bekanntlich bei gewissen Krankheiten (z. B. dem Kropf) sehr wesentlich ist. Bei Patienten, die am manisch-depressiven Irresein erkrankt waren, fand Zondek den Bromgehalt des Blutes um 50 bis 60 Prozent gegenüber dem normalen Zustand vermindert! Man suchte nun nach der Ursache dieser starken Schwankungen des Bromgehalts und fand sie in der sog. Hirnanhangdrüse, die durch die von gelieferten Hormone von großer Bedeutung für den Körper ist. In dieser Drüse wurde nun ein bisher unbekanntes Hormon gefunden, das bromhaltig ist und daher für den Bromgehalt des Blutes verantwortlich sein dürfte. Da bei der erwähnten Geisteskrankheit sehr häufig direkte Erkrankungen der Hirnanhangdrüse festzustellen sind, besteht nunmehr die Hoffnung, daß man in Zukunft das manisch-depressive Irresein durch Brom oder durch Darreichung entsprechender Hormonpräparate bekämpfen kann.

Die Abenteuer eines Weltspions

28

Nachdruck verboten!

Aus den Papieren eines hohen Aristokraten

ausgewählt von **Roggers Snowden**

Tagblattbibliothek, Steyrermühlverlag, Wien I, Wollzeile 20

„Vor allem das eine, daß man Ihnen sehr dankbar ist an jener Stelle, die Sie kennen. Alle Ihre Nachrichten sind übermittelt worden und waren sehr wertvoll. Tappken hat mir gesagt, daß Sie bessere Dienste leisten als ein Dutzend seiner geschicktesten Mitarbeiter. Man begreift auch vollkommen Ihre schwierige Lage und hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Sie jederzeit die Grenze bei Lörrach überschreiten können. Es genügt als Losungswort, daß sie meinen Namen sagen. Und den werden Sie sich hoffentlich merken, nicht wahr?" setzte sie lächelnd hinzu.

„Sie nehmen mir eine schwere Last vom Herzen, Cora," sagte ich.

„Das ist nicht alles," fuhr sie fort. „Man hat erfahren, daß sich wichtige Ereignisse mit Spanien vorbereiten. Es soll eine Konferenz stattfinden, deren Ort geheimgehalten wird. Man zählt auf Sie, um darüber Näheres zu erfahren und unsern Dienst zu benachrichtigen."

„Ich weiß noch nichts von diesen Plänen," sagte ich, „aber ich werde alles aufbieten, um mir darüber Gewißheit zu verschaffen."

„Ich bleibe auf alle Fälle noch einen Monat in Paris", erwiderte Cora. „Sie können mich jeden Morgen in meiner Wohnung treffen, Avenue Wagram Nr. 6. Ich werde dann die Nachrichten selbst über die Grenze bringen."

Wir nahmen Abschied, sehr förmlich und korrekt, aber Cora drückte mir leidenschaftlich die Hand.

Als ich im britischen Generalkonsulat eintraf, wurde ich an den Vertreter von Downing Street gewiesen. Er betraute mich mit einer Mission, die darin bestand, die Umtriebe des Deputierten Meunier und seiner Freundin Madame de Rasimi zu überwachen. Meunier stand im Verdachte, gegen England Stimmung zu machen und in politischen Kreisen auf deutschen Einfluß hin für einen Separatistenfrieden Frankreichs zu werben. Diese Aufgabe erledigte ich in einigen Tagen dank der Beihilfe eines Deputierten, der mir um so bereitwilliger an die Hand ging, als Meunier sein Todfeind war. Der „Intelligence Service" begnügte sich, die Umtriebe Meuniers lahmzulegen und seine Freunde vor die politische Polizei zu laden und dort zu warnen, aber man machte vorderhand kein Aufsehen und ließ den Deputierten unbehelligt.

Später kam es aber von französischer Seite zu einer Anklage gegen Meunier, der verhaftet wurde, mit auffallender Leichtigkeit aus dem Gefängnis entsprang und in der Schweiz eines jähen Todes starb, wobei behauptet wurde, daß er selbst Hand an sich gelegt hatte. Hatte vielleicht doch jemand Fremder diese Hand geführt?

Als ich meinen Bericht überbrachte, sagte mir Lord Br. . . . ., der Vorgesetzte vom Captain Robinson:

„Ich wünsche, daß Sie sich Lord C. zur Verfügung stellen. Er braucht einen Sekretär, der vertrauenswürdig ist und zugleich für seine persönliche Sicherheit bürgt."

„Werde ich Lord C. hier in Paris aufsuchen können?" fragte ich.

„Nein, er begibt sich von London direkt nach Cannes. Dort werden Sie ihm übermorgen einen Antrittsbesuch machen. Das übrige erfahren Sie von Captain Robinson."

Ich hatte große Mühe, meine Gleichgültigkeit zu bewahren. Sollte es sich um die Verhandlungen mit Spanien handeln? Alles deutete darauf hin, daß ich mich mit dieser Annahme nicht täuschte. Da man mich als Sekretär brauchte. so konnte dies nur für eine Konferenz sein.

Ich fuhr bereits am nächsten Tage nach Cannes. Die schöne Stadt bot das gewohnte Bild einer völlig englischen Kolonie, um so mehr, als auch die Rekonvaleszenten, die man allerorts antraf, durchweg englische und amerikanische Soldaten waren und man nur Englisch sprechen hörte.

Am dritten Tage kam Lord C. an, und eine halbe Stunde später stand ich ihm gegenüber. Er war ein vollendeter Aristokrat und dabei einer dieser unbewegten Diplomaten, hinter deren kühler Miene sich schärfste Menschenkenntnis und größte Intelligenz bergen. Ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, kein Emporkömmling wie Lord Northcliffe, der in jeder Gebärde den einstigen Krämer verriet. Lord C. verkörperte die vornehmste Welt — „meine" Welt. . . . .

„Verfügen Sie über ein sehr gutes Gedächtnis?" fragte er. „Sie werden als Schriftführer bei Verhandlungen fungieren, die sehr heikler Natur sind und wo es heißt, auch halbe Andeutungen zu verstehen."

„Ich werde mir alle Mühe geben, Mylord", erwiderte ich.

Meine Nerven waren sehr gespannt, als ich am nächsten Tage mit Lord C. eine verschwiegene Villa aufsuchte, in der wir mit drei Herren zusammentrafen. Es war der französische Diplomat B—t, der Präsident der spanischen Regierung Maura und ein spanischer Admiral.

Ich hatte an einem Seitentischchen Platz genommen. Als die Sitzung eröffnet war, nahm Lord C. das Wort:

„Die diplomatischen Vorarbeiten für unsere Besprechung sind so weit gediehen, daß wir über die Hauptsache bereits einig sind. Ich wederhole nochmals, daß die Entente das größte Interesse daran hat, Spanien an unserer Seite zu sehen."

„Es ist unmöglich", sagte der Präsident Maura. „Wir hätten nicht die Mehrheit des Landes für uns, wenn wir Deutschland den Krieg erklärten . . . Adel und Geistlichkeit sind auf seiten Deutschlands, und unsere Anarchisten lauern nur auf eine Gelegenheit, um loszuschlagen und das russische Beispiel zu befolgen."

„Diese Schwierigkeiten haben wir ebenfalls erwogen", sagte der französische Vertreter, „aber wir glauben, daß Spanien bloß den Krieg zu erklären brauchte, sich aber an den kriegerischen Maßnahmen nicht aktiv beteiligt. Durch die amerikanische Mitwirkung sind wir auf Truppennachschübe nicht mehr angewiesen."

„Dadurch ist eine große Schwierigkeit aus dem Wege geräumt", sagte Maura.

Lord C. sagte freimütig:

„Worauf es uns ankommt, sind die zwei Millionen Tonnen, die durch die in den spanischen Häfen internierten deutschen Schiffe repräsentiert werden. Ich gebe kein Geheimnis preis, wenn ich sage, daß die deutschen Tauchboote unserer Handelsflotte den größten Schaden zugefügt haben. England braucht dringlichst einen Nachschub von Schiffen, sonst droht uns durch den Tonnenmangel eine Katastrophe".

„Darüber ist sich die spanische Marine ganz klar", nahm nun mehr der spanische Admiral das Wort. „Aber die Küsten Spaniens sind nicht verteidigt, und sie werden von sehr vielen deutschen Tauchbooten belauert. Wer bürgt uns dafür, daß wir nicht Angriffen der Tauchboote ausgesetzt sind, daß wir an unserer Handelsflotte den größten Schaden erleiden?"

„Dafür bürgt England", sagte Lord C. stolz. „Englands Flotte ist noch unbesiegt, wir beherrschen die Meere trotz den Tauchbooten. Und der Schaden, den Spanien haben sollte, wird ersetzt werden."

„Wir müßten einen Ausweg finden, um nicht als Angreifer zu erscheinen", gab Maura zu bedenken. „Nur ein Spanien, dessen Ehre beleidigt wurde, kann aus seiner Neutralität herausgehen."

„Dafür lassen Sie uns sorgen", sagte der französische Vertreter lächelnd. „Die Entente hat alle Ursache, sich über die Deutschen in Spanien zu beklagen. Barcelona ist ihre Hochburg, und an Zündstoff ist genug vorhanden, um einen Konflikt zu schaffen, in dem Spanien die schöne Rolle zufällt".

„Selbst in diesem Fall", erwiderte Maura, „wäre unser Anschluß an die Entente nur eine platonische Geste. Sie würde sich darauf beschränken, die Schiffe zu beschlagnahmen und die Deutschen zu internieren. Wir hätten aber dadurch auch unsere Handelskreise gegen uns. Nur die weitestgehenden Konzessionen auf politischem Gebiet könnten uns da einen Ersatz bieten".

„Darüber sind ja die diplomatischen Verhandlungen zu einem befriedigenden Ergebnis gekommen", bemerkte Lord C. „England wird dafür eintreten, daß die spanische Einflußzone in Marokko sehr erweitert wird. Bezüglich Tangers wird Spanien alle Rechte erhalten, diese Stadt zum Mittelpunkt seiner afrikanischen Besitzungen zu machen. Ich glaube, daß das alles die spanischen Ansprüche vollauf befriedigen wird".

(Fortsetzung folgt.)